

JENNIFER
SCHUMANN

Without
a
word


Moon Notes



Über dieses Buch

Es war Zeit.

Es gab kein Zurück.

Es war vorbei.

Als ich dich zum ersten Mal in diesem Café gesehen habe, hatte ich keine Ahnung, wie weit unser Weg noch sein würde. Du warst so abweisend und hast kein Wort mit mir geredet. Aber du hast keine Worte gebraucht, um mich um den Finger zu wickeln. Wenn ich zu dem Zeitpunkt schon gewusst hätte, was uns blüht, wäre ich vielleicht ganz weit weggelaufen. Obwohl, sind wir ehrlich, ich würde alles ganz genau noch mal so machen.

Wärst du bereit, jemanden ohne Aussicht auf eine Zukunft zu lieben?

Jennifer

JENNIFER
SCHUMANN

without
a
word



Moon Notes

Liebe*r Leser*in,

wenn du traumatisierende Erfahrungen gemacht hast, können einige Passagen in diesem Buch triggernd wirken. Sollte es dir damit nicht gut gehen, sprich mit einer Person deines Vertrauens. Auch hier kannst du Hilfe finden:

www.nummergegenkummer.de

Schau gern unter »Triggerwarnung«, dort findest du eine Auflistung der potenziell triggernden Themen in diesem Buch. (Um keinem*r Leser*in etwas zu spoilern, steht der Hinweis hinten im Buch.)

Dieses Buch ist all den wahren Helden gewidmet,
die viel zu früh gehen mussten.
Vor allem meinem Großvater.

Playlist

Slide Away - Miley Cyrus
My Life - Imagine Dragons
Scumbag (Acoustic) - Goody Grace
Ordinary World - Green Day
Hurt - Johnny Cash
The Cave - Mumford & Sons
Everlong - Foo Fighters
Bad Habit - The Kooks
Friday I'm In Love - Phoebe Bridgers
Wicked Game - Grace Carter
Never There - Sum 41
Roller Coaster - Danny Vera
Seaside - The Kooks
Afterglow - Ed Sheeran
Out Of Reach - Gabrielle
Mr. Brightside - The Killers
Woman - Mumford & Sons
Falling - Harry Styles
Liability - Lorde
The Messenger - Linkin Park
One More Light - Linkin Park
Collide (Acoustic Version) - Howie Day
Brace Yourself - Howie Day

I'll Stand By You - Pretenders, Bob Clearmountain

Right on Time - Brandi Carlile

More Than Words - Extreme

World Gone Mad - Bastille

Not Today - Imagine Dragons

Longest Night - Howie Day



Kapitel 1

Madeleine

Danach

»Hallo, Madeleine. Bitte nehmen Sie Platz!« Dr. Witman scheint weniger verwundert über meinen Besuch in ihrer Praxis zu sein als ich. Immerhin habe ich mir selbst hoch und heilig geschworen, nicht mehr herzukommen. Aber da stehe ich nun doch leibhaftig vor ihr, wenn auch nicht ganz so selbstsicher wie geplant.

»Danke«, murmele ich.

Sie öffnet ihre Mappe, greift nach ihrem Stift und lächelt mich erwartungsvoll an. Ich wende den Kopf ab und sehe lieber aus dem Fenster, hinaus zu dem Sportplatz der Schule nebenan, wo sich einige Kinder in der eisigen Kälte beim Ballspiel abquälen. Ständig unter Beobachtung der Argusaugen ihres Lehrers mit Trillerpfeife um den Hals.

»Es freut mich, dass Sie meinem Rat gefolgt sind und doch noch einmal um einen Termin gebeten haben. Ich

weiß, dass Sie frustriert sind, Madeleine, aber glauben Sie mir, das ist auch eine Empfindung, die ihre Berechtigung hat. Es zeugt von Stärke, dass Sie sich all diesen verschiedenen Emotionen stellen. Dafür haben Sie meinen größten Respekt.«

Dr. Witman erinnert mich manchmal an eine Venusfliegenfalle. Was sie sagt, klingt so harmlos, bestätigend und verlockend. Doch wenn ich mich auf sie einlasse, bin ich verloren. Sie benutzt Phrasen wie »damit abschließen« oder »die Vergangenheit ruhen lassen«. Aber das kann ich nicht. Das möchte ich nicht.

Und trotzdem bin ich heute hier.

Wieder mal.

Warum nur?

Wahrscheinlich auch deshalb, weil Dr. Witman einer der wenigen Menschen in dieser Stadt ist, mit denen ich reden kann. Vor allem aber, weil ich ihre Hilfe nun dringender brauche als die Isolation der vergangenen beiden Wochen, die mir bislang noch Sicherheit bot.

Kurzerhand entscheide ich, die Bombe platzen zu lassen, auch wenn ich damit meine ganze Verzweiflung offenbare.

»Ich habe ihn gesehen.«

Dr. Witman holt tief Luft, legt Brille und Stift zur Seite, allzeit bereit, in meine seelischen Qualen einzutauchen. »Okay ... und wo? Wo haben Sie ihn gesehen?«

»Im Fernsehen. Darauf war ich wirklich nicht vorbereitet.« Oft frage ich mich, ob Dr. Witman über meine offensichtliche Überforderung enttäuscht ist, schließlich

liegen bereits einige Therapiestunden hinter uns. Ich selbst hingegen hege nicht mehr allzu hohe Erwartungen, was mich betrifft. Ich setze mir derzeit kleine Ziele - in der Früh aufstehen, anziehen, überleben. Das Übliche. Daily Business eben. Früher hatte ich den großen Traum einer tollen Karriere als Theaterschauspielerin, heute bin ich bescheidener.

»Mittlerweile glaube ich, dass es nie besser werden wird.« Ich zappele auf der mintgrünen Verloursledercouch herum und lasse mal wieder die Pessimistin raushängen. Eine Seite an mir, die ich wirklich verabscheue.

»Madeleine, wollen Sie, dass sich Ihre Situation verbessert?«

»Verbessert? Ja, natürlich.«

»Aber Sie wissen auch, dass Sie, um eine Verbesserung zu erreichen, akzeptieren müssen, was geschehen ist.«

»Sie wollen, dass ich es vergesse. Aber das kann ich nicht. Niemals!«

Dr. Witman beugt sich vor. Sie stemmt die Ellbogen auf den Tisch, und ihr durchdringender Blick ruht auf mir. Nun gibt es kein Entrinnen mehr. »Die Vergangenheit zu akzeptieren, bedeutet nicht, sie zu vergessen, Madeleine, denn sie wird immer ein Teil von Ihnen sein. Doch Sie müssen die Ketten lösen, um weiterleben zu können. Sie sind am Leben, ist Ihnen das eigentlich bewusst? Ihr Körper scheint es mit jedem Atemzug, den Sie machen, zu spüren. Ihr Geist aber ist wie eine vertrocknete Pflanze, die darauf wartet, endlich Wasser zu bekommen. Finden Sie

heraus, was Ihnen guttut, was Ihnen die Kraft gibt, den nächsten Tag zu überstehen. Das ist ein erster Schritt.«

Bevor ich eine Stunde später Dr. Witmans Praxis verlasse, gibt sie mir den Ratschlag, jene Augenblicke meiner Vergangenheit noch einmal gedanklich durchzuspielen, um zu erkennen, wie viel Kraft ich daraus schöpfen kann. Sie händigt mir auch eine Karte aus, die eine gemütliche, sommerliche Terrasse zeigt. Als Ort würde ich auf Frankreich tippen. Unter dem warmen Licht unzähliger Lampions ist eine Tafel zu sehen, auf der halb leere Gläser und abgebrannte Kerzen stehen. Dieser Tisch scheint der Mittelpunkt fröhlicher Gespräche und guten Essens gewesen zu sein. Auf der Rückseite der Karte lese ich einen Spruch, der mir als Ankerpunkt bis zu meiner nächsten Therapieeinheit dienen soll. *Leuchtende Tage. Nicht weinen, dass sie vorüber. Lächeln, dass sie gewesen.*



Das kleine Apartment in Queens, in dem ich seit meiner Ankunft in New York wohne, ist der einzige Ort in dieser Stadt, an dem ich mich halbwegs sicher fühle. Vollgestopft mit all meinen Erinnerungen an eine bessere Zeit, gleicht meine Wohnung einem Museum, das den Themen Verlust, Abschied und Selbsthass gewidmet ist.

Auch Dr. Witmans Karte bekommt darin nun einen passenden Platz. Ich entscheide, sie als Zeichen meiner

Motivation, mein Leben in den Griff bekommen zu wollen, an den Kühlschrank zu heften. Dorthin führt mich mein Weg zwar äußerst selten, aber immerhin bleibt sie so in meinem Blickfeld. Von der Couch aus, auf der ich die meiste Zeit meines Tages verbringe, kann ich nämlich den gesamten Raum überblicken.

Heute jedoch zieht mich das magische Band, das Dr. Witman als Ketten meiner Vergangenheit bezeichnet hat, ins Schlafzimmer. Unter meinem Bett bewahre ich die Erinnerungen an mein altes Ich in einem ebenso alten Schuhkarton auf. Den Inhalt kann ich mit voller Überzeugung als mein Lebenselixier bezeichnen. Dennoch zögere ich, den Deckel abzunehmen.

Mit meinem Telefon in der Hand und dem Karton auf meinem Schoß setze ich mich aufs Bett. Ich scrolle zu einer Sprachnachricht von ihm, die Charlize mir weitergeleitet hat. Mein Daumen schwebt zögernd über dem dreieckigen Symbol, das die Aufnahme abspielen wird. Wenn ich seine Stimme höre, wird das mein Untergang sein, so viel steht fest. Doch die Verlockung ist zu groß. Zu stark die Hoffnung, dass darin der Schlüssel zu meiner Heilung liegt. Es ist wie eine Sucht, ein Drang, der überhandgenommen hat.

»Hi, ich bin's. Ich habe heute schon mehrmals versucht, dich zu erreichen, aber du hebst nicht ab.« Er seufzt, und ich höre den Straßenlärm, der ihn umgibt. Seine Stimme klingt verzweifelt und hoffnungsvoll zugleich. Sie ist mir so vertraut und doch so fremd. *»Alles okay bei dir? Na ja,*

jedenfalls wollte ich dir sagen, dass ich gleich noch den Termin beim Doc habe und danach nach Hause fahren werde. Ruf mich an, wenn du Zeit hast. Bis bald.«

Letzte Momente unbewusster Glückseligkeit. Ich wünschte, ich könnte genau dort die Zeit anhalten, um ihn zu retten. Doch die Zeit ist weitergelaufen, wie sie es soll.

Sekunde für Sekunde. Stunde für Stunde. Tag für Tag. Monat für Monat.

Immer weiter bringt sie uns auseinander, trübt meine Erinnerung an ihn. Ich frage mich, ob diese irgendwann genauso vergilbt sein wird wie die vielen handschriftlichen Notizen, die ich in meinem Schuhkarton aufbewahre.

Das Traurige aber ist, dass in dem Moment, als die Sprachnachricht endet, nicht nur jede Hoffnung dahin ist, sondern ich ihn auch nicht mehr anrufen werde. Weder heute noch morgen. Niemals.

Ich habe ihn genauso wenig retten können wie mich selbst. Ich habe in jeder Hinsicht versagt.

Dr. Witman meinte, ich solle mich bewusst den Ereignissen der vergangenen eineinhalb Jahre stellen. Ich müsse diese Momente noch einmal durchleben, um zu begreifen, dass sie hinter mir liegen und nicht mehr wiederkommen. Denn erst das wird mir helfen, in die Gegenwart zu finden.

Wie eine Richtschnur soll meine Vergangenheit mein aus den Fugen geratenes Leben wieder ins Lot bringen. Als Hilfsmittel dient mir mein Karton voller Erinnerungen. Die sind der Fahrplan.

Während ich den Deckel abnehme, verspüre ich Resignation und auch Hoffnungslosigkeit. Natürlich könnte mich diese Reise, zu der Dr. Witman mir geraten hat, endgültig zerstören. Aber wenn auch nur die geringste Hoffnung besteht, mein jetziges Leben zu verbessern, bin ich bereit, dafür jedes Risiko in Kauf zu nehmen.

Für ihn. Damit nicht alles umsonst war.



Kapitel 2

Madeleine

Davor

Mit gerade mal dreiundzwanzig Jahren meine am Anfang stehende Karriere vorerst auf Eis zu legen, um sich selbst zu finden, würden einige als mutig bezeichnen. Andere würden wohl behaupten, ich sei undankbar. Meine beste Freundin Leona hielt mich einfach für verrückt, aber ich wusste, dass ich mich auf sie verlassen konnte. Denn wir hatten uns geschworen, dass wir uns gegenseitig bei jeder Dummheit unterstützen würden, solange es nicht bedeutete, im Krankenhaus oder im Knast zu landen.

Meine Mum hatte, glaube ich, den Ausdruck »riskant«, benutzt, als ich ihr von meinen Plänen, vorerst keine weiteren Rollen anzunehmen, berichtete. Wir hatten bei uns zu Hause in Paddington gegessen, in dem Haus, in dem ich aufgewachsen war. Neue Möbel, alter Charme. Erinnerungen, archiviert in Bildern, die an den Wänden

hingen. Und davor meine Mum mit ihrem herzlichen Lächeln, dem sanften Blick und der Rundumversorgung in Form von Tee und Kuchen.

»Du wirst deinen Weg gehen, Liebes«, hatte sie gesagt, auch wenn ich spürte, dass ihre Sorge um mich wuchs.

»Ich brauche diese Auszeit«, hatte ich erklärt. »Ich weiß nicht, ob ich meine Arbeit noch liebe.«

»Abstand ist manchmal die beste Medizin.«

Doch einzig vom Nichtstun konnte ich schließlich auch schlecht leben. Außerdem war ich nie jemand gewesen, der gern untätig war. Gut, verregnete Sonntage auf der Couch damit zu verbringen, Serien zu schauen und Unmengen an Popcorn zu verputzen, war großartig. Aber die restlichen sechs Tage der Woche brauchte ich eine Aufgabe.

Das wusste auch Leona. Einst waren wir, wie wir gern sagten, von unseren Müttern zwangsbefreundet worden, die sich, beide mit riesigem Babybauch, im Hyde Park kennengelernt hatten. Meiner Mum war durch einen Windstoß der Hut - einer dieser schrecklich schrillen, bunten 90er-Jahre-Hüte - vom Kopf geweht worden. Leonas Mum Sarah war ihr zur Hilfe geeilt. Gemeinsam hatten sie das hässliche Ding vor einem unwürdigen Ende in einer Pfütze gerettet. Aufgrund ihrer beider Schwangerschaften waren sie schnell ins Gespräch gekommen und hatten sich fortan getroffen, um sich gegenseitig ihr Leid zu klagen und aufzumuntern. Ich hatte fünf Wochen vor Leona, an einem verregneten Maitag, das Licht der Welt erblickt. Seither waren wir unzertrennlich.

Unsere Freundschaft war voll mit wirklich schönen Erinnerungen. Zum Beispiel, wie wir beide schier ausgeflippt waren, als wir zu Weihnachten die gleiche Barbie-Traumvilla bekommen und uns daraufhin wochenlang jeden Tag zum Spielen getroffen hatten. Wir hatten eigene Kleider aus Stoffen genäht, die Leonas Mum für uns gekauft hatte, und hatten dann Fotoshootings veranstaltet. Noch heute existierten davon Fotos mit gruselig starren Puppen, die in dilettantisch zusammengeflickten Baumwollstreifen steckten, um für uns zu posieren. Wir hatten uns als die nächste Donatella Versace gesehen - und das war nur einer unserer Mädchenträume, von denen wir unzählige hatten.

Als wir älter geworden waren, machten wir zusammen den üblichen Quatsch durch: erste Zigarette, erste Liebe, erster Schmerz, erster Absturz. Wir waren sogar einmal in den gleichen Jungen verknallt gewesen, doch am Ende hatten wir heldenhaft entschieden, dass niemand, nicht einmal der Mädchenschwarm unserer Schule, je zwischen uns stehen würde. Leona hatte ihm auf einer Party sogar Wodka-Bull ins Gesicht geschüttet, nachdem er mich vor all unseren Freunden eine verklemmte Zicke genannt hatte. Ich war so stolz auf sie gewesen, weil ich gewusst hatte, wie sehr sie sich zu dieser Zeit wünschte, von ihm beachtet zu werden.

Uns verband außerdem die Liebe zur Kreativität. Während ich meine Leidenschaft fürs Theater und das magische Gefühl, Texten Leben einzuhauchen, entdeckt

hatte, hatte Leona begonnen, sich für das Backen zu interessieren. Schon als Teenager hatte sie die abgefahreneren Tortencreations erschaffen und mit dem Verkauf ihr Taschengeld aufgebessert. Dass sie ihr Hobby irgendwann einmal zum Beruf machen würde, war abzusehen gewesen. Tatsächlich hatte sie sich bald einen Namen als Konditorin gemacht und sogar für Elton John eine Geburtstagstorte gebacken. Bevor die damals ausgeliefert worden war, hatten wir ehrfürchtig die Hände darüber ausgebreitet und *Can You Feel the Love Tonight* gesungen – der Soundtrack zum Lieblingsfilm unserer Kindheit.

Dass mir Leona angeboten hatte, während meiner Kreativpause bei ihr im Laden in Covent Garden auszuhelfen, hatte nicht nur einen karitativen Hintergrund, sondern war auch fast ein Hilferuf, da zwei ihrer Mitarbeiter auf unbestimmte Zeit ausfielen. Ich half natürlich liebend gern. Und da ich im Verkauf, im Gegensatz zur Backstube, den wenigsten Schaden anrichten konnte, wurde ich nach einer äußerst spärlichen Einführung ins Geschäft seitens meiner Freundin an meinem ersten Arbeitstag blindlings in die Schlacht geschickt, wie sie das Morgengeschäft nannte. Tatsächlich kam es mir vor, als würden einige Kunden um ihr Leben und nicht um einen Bagel kämpfen. Ich war verloren und hätte am liebsten gleich wieder alles hingeschmissen, biss mich aber durch. Nicht zuletzt, weil ich Leona nicht hängen lassen und enttäuschen wollte.

Von Tag zu Tag wurde es besser. Ich hatte zwar immer noch keinen Überblick über unser Sortiment, doch ich kämpfte mich durch und durfte bleiben. Und tatsächlich blühte ich auf, so ganz weit weg von meinem ehemaligen Alltag, der zum größten Teil aus Probenstress, Leistungsdruck und dem Konkurrenzkampf mit anderen Schauspielern bestand. In meiner Welt drehte sich plötzlich alles um Gebäck. Von süß bis sauer. Von salzig bis scharf.

Gewissermaßen vermisste ich den Applaus zwar - eine Sehnsucht, die jeder Künstler, der einmal auf einer Bühne stand, kennt. Das Rauschen von klatschenden Händen, untermalt mit Beifallsrufen, kam einer Seelendusche gleich. Nun fing ich an, mich genauso sehr über das Trinkgeld zu freuen. Es stimmt: Manchmal zählen die kleinen Gesten. Ein Lächeln inmitten all der Hektik zum Beispiel. Ein Dank, anstatt mir die Tüte aus den Händen zu reißen und wortlos zu verschwinden.

Langsam merkte ich mir die Gesichter. Die drei Mädels vom Schuhgeschäft die Straße runter kamen zum Beispiel jeden Tag, um Kaffee und Sandwiches zu kaufen. Ich mochte sie, weil sie wirklich nett waren - und die Schuhe, die sie trugen, einfach der Hammer waren. Dann gab es diesen gestressten Bankier, der sein Handy immer entweder am Ohr oder in der Hand hielt. Meine Aufgabe, hatte ich beschlossen, bestand darin, ihn zum Lächeln zu bringen. Eine Mission, die utopisch erschien.

Und dann gab es da noch ihn.

Er kam fast jeden Tag und war immer in Begleitung dieser hübschen, dunkelhaarigen Frau mit den unglaublich langen Beinen und einem entwaffnenden Lächeln. Sie trug teuer aussehenden Schmuck, stylische Kleidung, und ihr Haar war entweder perfekt gelockt oder perfekt geglättet. Es schimmerte spektakulär im bläulichen Licht der Deckenlampen, und häufig stellte ich mir vor, dass sie nebenbei als Model für Haarshampoos arbeitete. Ich zumindest hätte mir das Produkt, für das sie warb, sofort gekauft.

Seine Begleitung, die ich für seine Frau oder zumindest für seine Freundin hielt, trat jedes Mal ohne ihn an unseren Verkaufstresen. Er blieb im Hintergrund und war stets mit seinem Handy oder seiner Zeitung beschäftigt.

Vom ersten Augenblick an hatte er meine Aufmerksamkeit. Seine Größe und die aufrechte Körperhaltung strahlten Stolz aus. Sein Haar war fast ebenso dunkel wie das seiner Freundin. Er trug es an den Seiten kürzer, oben länger. Manchmal war sein Bart länger, manchmal hatte er ihn fast ganz abrasiert. Ich konnte mich nicht entscheiden, welcher Look mir an ihm besser gefiel, entschied mich dann aber, dass er in jeder Lebenslage attraktiv war. Ich hatte nur noch Augen für ihn, aber seine Begleiterin fungierte wie ein Schutzschild zwischen uns, als wüsste sie genau, wie er auf Frauen wirkte. Dabei war ich keines dieser Mädchen, das sich an vergebene Männer ranmacht. Zumindest dachte ich immer, genügend Ehrfurcht vor der Beziehung anderer zu besitzen.

Doch mit jedem Mal, mit dem ich ihn sah, wie er mich ignorierte und seine Freundin vorschickte, wuchs meine Neugier auf ihn. Wer war er? Wie war er? Würde er mich auf charakterlicher Ebene ebenso beeindrucken, wie es ihm durch sein Äußeres gelungen war, oder war er ein Arschloch? Ein überheblicher, gut aussehender Trottel?

Ich wusste zwar, dass sie beide im Gebäude schräg gegenüber arbeiteten, doch irgendwann reichte auch diese Information nicht mehr aus, um meine Faszination für diesen Fremden zu stillen.

Wann war ich zur krankhaften Stalkerin mutiert?

Ich glaube, Leona hatte recht – ich brauchte ein Hobby.

Manchmal war ich überzeugt, dass er einfach nur eingebildet war und es nicht für notwendig hielt, sich mit einer schnöden Verkäuferin abzugeben. Dafür war seine dunkelhaarige Begleitung aber umso höflicher. »Die Zitronentarte, die du mir gestern empfohlen hast, war übrigens hervorragend.«

»Freut mich, wenn sie dir geschmeckt hat. Wenn ich es richtig verstanden habe, wird nächste Woche wieder Nachschub produziert.«

»Sicher mir bitte ein Stück«, bat sie und zückte ihre Brieftasche. »Ich glaube, heute nehmen wir bloß zwei Croissants.« Kurz drehte sie den Kopf zu ihrem Begleiter, aber er blickte weiter auf sein Handy. »Ja, das entscheide ich jetzt mal ganz spontan.«

An diesem Tag nahm ich all meinen Mut zusammen. Getrieben von der Wirkung des Fremden, entschloss ich

mich, im Privatleben dieser beiden Menschen zu graben. »Du arbeitest drüben in dem Gebäude mit der roten Tür«, sagte ich, steckte zwei Croissants in eine Papiertüte und ließ ein unsichtbares Fragezeichen stehen.

Die Frau nahm die Tüte und erklärte mir: »Richtig. Wir teilen uns das Haus mit einem Zahnarzt. Diese permanente Konfrontation mit meinen Ängsten hat aber bis jetzt noch nicht geholfen. Ich halte die Bohrgeräusche immer noch nicht aus.«

Ich lächelte und sah erneut zu ihm. »Dann bist du also Architektin und keine Zahnärztin?«

»Du meine Güte, nein. Ich saniere lieber Häuser statt Kiefer.« Sie bezahlte und verschwand mit ihm im Schlepptau.

Als er ihr beim Rausgehen die Tür aufhielt und seine Hand auf ihren Rücken legte, empfand ich Eifersucht, aber auch Freude über seine offensichtliche Zuneigung dieser Frau gegenüber. Ich hatte nicht allzu viel über ihn in Erfahrung bringen können, wusste nun aber, dass er zumindest kein egoistischer Macho war. Ich hielt ihn für jemanden, der die Leute gut behandelte, und das fand ich schön. Ganz egal, ob ich ihn jemals näher kennenlernen würde oder nicht. Für seine Distanziertheit musste es andere Gründe geben. Gründe, denen ich wohl niemals auf die Spur kommen würde.

Aber ich fand es fair, dass die sympathische Frau einen netten Mann an ihrer Seite hatte.

Als ich an diesem Abend Feierabend machte, ging ich nicht, wie Leona mir angeboten hatte, mit in einen Pub gleich in der Nähe, sondern fuhr nach Hause. Auf dem Weg zur Tube blieb ich vor dem Gebäude mit der roten Tür und der dunkelblau vertäfelten Fassade stehen. Auf einem Messingschild, das neben dem Treppenaufgang angebracht worden war, entdeckte ich schließlich den Namen der Firma, für die die Frau arbeitete - Price Architecture.

In der Tube sah ich mir auf meinem Smartphone die Firmenhomepage an und fand dort tatsächlich ein Foto des Mannes, der meine Gedanken in den vergangenen Tagen beherrscht hatte. Sein Name war Eden Bail. Gemeinsam mit einer gewissen Charlize Bail war er also Angestellter des Architekturbüros. Sie hatten den gleichen Nachnamen. Mehr musste ich nicht wissen, damit mein Tag ruiniert war.

Während ich seufzend das Handy wegsteckte, beglückwünschte ich Charlize aber innerlich zu ihrem Ehemann und nahm mir vor, mir diesen aus dem Kopf zu schlagen.



Kapitel 3

Madeleine

Leona und ich aßen unser Mittagessen häufig in ihrem Büro, welches durch eine Glasscheibe vom restlichen Betrieb abgetrennt war. Die Räumlichkeiten der Bäckerei waren suboptimal, es war eng, und ganz ehrlich, der Anlieferungsbereich war die Hölle. Doch Leona liebte den Laden. Er hatte ja auch wirklich Charme und war gemütlich – zumindest, was den Verkaufsraum anging. Sie hatte die Entdeckung ihres Geschäftslokals vor zwei Jahren sogar als »Glücksgriff« bezeichnet.

Meine Auszeit hätte ich natürlich auch mit einem globalen Roadtrip verbringen können, anstatt mich in Leonas Laden abzurackern. Ich hätte einen Rucksack packen, mich in ein Flugzeug setzen und zwölf Monate lang kulturelle Erfahrungen sammeln können. Doch erstens wollte ich Leona auf dieser Reise dabei haben und zweitens wäre mir meine Entscheidung mit dem Verlassen des Landes so endgültig vorgekommen. Blieb ich in London,

war ich dem Theater nahe. Ich war sozusagen auf der sicheren Seite. Offenbar, und das war mir erst gar nicht bewusst gewesen, hatte ich ein starkes Verlangen nach Kontinuität, die ich, um meine innere Ruhe zu bewahren, nur bis zu einem gewissen Grad strapazieren durfte.

Dass ich meinen Fuß immer noch in der Tür zu meinem eigentlichen Beruf hatte, musste auch Leona an diesem Tag zwischen zwei Bissen Hühnercurry feststellen. »Was ist das denn?«, fragte sie verdutzt in Richtung des Skripts, das zur Hälfte aus meiner Handtasche ragte.

Ich seufzte, wie ich es auch getan hatte, als mich das Päckchen meiner Agentur erreichte. »Meine Agentin ist der Meinung, dass ich perfekt in die Rolle der Sybil Vane passen würde. Sie hat mich überredet, das Stück zumindest zu lesen. Was nicht einmal so schwer war, wenn man bedenkt, wie sehr ich Wilde liebe.«

»Oh ja.« Leona verdrehte die Augen, was ich ihr durchgehen ließ. »Du bist völlig verknallt in den Kerl.«

»Als Liebe würde ich das nicht bezeichnen. Wenn schon bin ich verknallt in die Form seines Humors, die Weise, wie er Dinge auf den Punkt bringt und wie überspitzt er dabei manchmal klingt.« Ich holte schnell Luft, kam von meinem Oscar-Wilde-Trip runter und strich mit dem Finger nachdenklich über den Rand des Tellers vor mir. »Aber ich bin mir im Moment einfach so unsicher. Was, wenn ich die Rolle bekomme und es dann nicht schaffe, meinen eigenen Standards gerecht zu werden? Dann werfe ich mir das bis in alle Ewigkeit vor.«

Leona nippte an ihrem Schwarztee. »Es könnte aber auch passieren, dass du durch diese Rolle wieder zurück zu deiner alten Stärke findest.«

Oder ich würde noch tiefer fallen, wenn ich die Rolle der Sybil Vane erst gar nicht bekam. Davor hatte ich in Wahrheit nämlich die größte Angst.

Ich zuckte mit den Schultern und wollte das Thema beenden, bevor Leona anfing, auf meinen schmerzhaften Punkten herumzudrücken. »Ich werde es mir einmal in Ruhe ansehen und im Anschluss entscheiden, wie es weitergehen soll.«

»Meine Unterstützung hast du, Maddy. Du kannst, solange du möchtest, hier arbeiten. Ich bin wirklich froh über deine Hilfe.«

Ich griff nach Leonas Hand, schenkte ihr ein herzliches Lächeln und aß mein Curry auf.

Im Anschluss kehrte ich zurück an meinen Arbeitsplatz. Es war ein normaler Tag, vielleicht war es sogar etwas ruhiger als üblich. Dennoch taten mir abends die Beine weh.

Bevor ich die Bäckerei verließ, tauschte ich meine weißen Sneakers gegen pfirsichfarbene Ballerinas und öffnete meine zusammengebundenen, ein wenig zerwühlten Haare. Draußen auf dem Bürgersteig stöpselte ich mir meine kabellosen Kopfhörer in die Ohren, schaltete Musik von Goody Grace ein und trottete in Richtung Tube-Station. Mein Weg führte mich vorbei an einem

Bekleidungsgeschäft, einem Restaurant und dann an dem Gebäude mit der roten Tür und der dunklen Fassade.

Mein Herzschlag beschleunigte sich, als ich Eden Bail die Treppe, die zu dem Architekturbüro führte, herunterkommen sah. Uns trennten nur wenige Schritte, doch er hatte mich nicht bemerkt, während ich stehen geblieben war, um diesen für mich so faszinierenden Mann zu beobachten. In seiner rechten Hand hielt er eine Aktentasche, die halb von seinem Jackett bedeckt wurde, das er sich über den Arm gelegt hatte. Zielsicher steuerte er auf einen schwarzen Wagen zu, der am Straßenrand parkte. Er öffnete die linke Hintertür, warf Tasche und Jackett auf die Rückbank und blickte dann direkt in meine Richtung.

Sein Blick aus den braunen Augen, die im düsteren Abendlicht noch sehr viel dunkler wirkten, glitt urteilend über mich. Es war, als hielt er mich für einen unliebsamen Eindringling in seine Privatsphäre. Als wäre ich bereits zu weit gegangen, weil ich dieselbe Straßenseite wie er benutzte. Er wollte mich in die Flucht schlagen, so viel stand fest.

Es mochte jedoch diesem geheimnisvollen Leuchten seiner Augen und meiner unbändigen Neugier geschuldet sein, dass ich die Schultern straffte und einen Schritt auf ihn zu machte. Eden Bail warf die Autotür zu und taxierte mich weiterhin wie ein wildes Tier, dem er nicht traute. Ich schluckte und bemühte mich, mein Lächeln aufrechtzuerhalten, bis ich auf gleicher Höhe mit ihm war.

Mir fiel auf, dass ich ihm noch nie so nahe gewesen war und deshalb im ersten Moment von seiner Größe überrascht war. Dazu hatte er breite Schultern, war aber trotzdem schlank. Vielleicht war es auf die Faszination zurückzuführen, die ich für diesen Mann entwickelt hatte, aber ihn schien eine besondere Aura zu umgeben. Eine Energie, die nach mir schrie und mich einwickelte wie die stacheligen Ranken einer Rosenhecke.

Und tatsächlich schmerzte mich jede Begegnung mit Eden Bail auf unerklärliche Weise. Mal war dies seiner Ignoranz, mal der Vermutung, dass er einer anderen gehörte, geschuldet. Heute erschütterte mich sein deutliches Signal, dass er nichts mit mir zu tun haben wollte.

Doch weil ich dem Mysterium seiner offensichtlichen Aversion mir gegenüber auf die Spur kommen wollte, blieb ich stehen und würgte ein »Hi« hervor.

Eden Bail kniff daraufhin bloß seine Lippen und seine Augenbrauen zusammen.

»Wir kennen uns ... aus der Bäckerei. Erinnerst du dich? Mein Name ist Madeleine. Ich ... Ich wollte bloß mal Hallo sagen.« Ich verstummte, als er, anstatt irgendetwas zu erwidern, die Fahrertür öffnete und einstieg.

Zumindest besaß er genug Anstand, das Gesicht kurz entschuldigend zu verziehen, ehe er die Wagentür hinter sich zuzog und den Motor startete.

Weil ich Stärke zeigen wollte, reckte ich das Kinn. Doch sobald Bail davongefahren war und ich wie ein völliger

Schwachkopf allein auf dem Bürgersteig stand, verwandelte ich mich in ein jämmerliches Häufchen mit tränenfeuchten Augen. Ich wusste nicht, ob ich sagen konnte, dass man mit dreiundzwanzig schon viel erlebt hatte, aber zumindest hatte mich noch nie jemand mit so wenigen Worten fast zum Heulen gebracht.

War etwas falsch mit mir? Stank ich? Oder hatte ich es verbotenerweise gewagt, die ach so wertvolle Zeit dieses Mannes für mich zu beanspruchen?

Ich wusste, dass ich zwei Möglichkeiten hatte, damit umzugehen. Ich konnte den restlichen Abend entweder Trübsal blasen oder aber mit Leona ordentlich einen draufmachen.

Mit einem süffisanten Grinsen kaufte ich daher zwei Flaschen Rotwein, schickte Leona ein Bild davon und fühlte mich in diesem Moment tatsächlich ein bisschen erhaben.